Illustrirtes Sonntags-Blatt
der
„Thorner Presse".
Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

Nr. 5. | 4. Quartal. | 1886.

Schloß Bergenhorst.

Novelle von **Marie Widdern.**

(Fortsetzung.)

[5]

(Nachdruck verboten.)

Inzwischen hatte der Graf seine schöne Begleiterin nach einem lauschig verborgenen Plätzchen geführt, wo unter einer riesigen Banane eine eiserne Ruhebank stand.

„Lassen Sie uns dort ein wenig rasten, Fräulein, ehe wir nach den Treibhäusern gehen!" sagte er und seine Stimme vibrirte. Als aber das junge Mädchen schweigend Platz nahm und er sich ebenfalls niedergelassen hatte, deutete er mit der Hand auf den Stamm des Baumes, unter dessen Krone sie jetzt saßen: „Gräfin Vera liebte diese Banane," sagte er leise, „und nur ihrem Andenken zu Ehren hat mein Gärtner auf die Pflege dieses Baumes die größte Aufmerksamkeit verwenden müssen."

„So ist er auch zu einem Prachtexemplar seiner Gattung geworden," sagte Hilda und schaute an dem Baume in die Höhe. Dann fügte sie leise hinzu: „Schade, daß Ihre Erlaucht nicht mehr sehen kann, wie er wächst und gedeiht!"

„Man hat Ihnen auch wohl von meiner Vera erzählt!" erwiderte der Graf nach einer kleinen Pause, während seine Augen mit fast trunkenen Blicken an dem gesenkten holdseligen Gesicht seiner jungen Nachbarin hingen.

„Ja," flüsterte Hilda. „Man sagte mir; die heimgegangene Frau Gräfin sei ein Engel gewesen an Herzensgüte, Edelmuth —"

„Und Schönheit," setzte der Graf hinzu. „Ja, und man hat nicht übertrieben! Hilda, aber Sie gleichen der Theuren, Frühverstorbenen," setzte er leidenschaftlich hinzu und faßte die beiden Hände des Mädchens. „Und mir ist's, als wenn der holde Engel, der mich einige Jahre hindurch zum Glückseligsten der Sterblichen gemacht, Sie gesandt hätte, damit Sie mir —" seine Stimme bebte jetzt noch bemerklicher und die breite Brust des Mannes hob und senkte sich stürmisch, „ein Stern in der freudlosen Lebensnacht seien, in der mich die Verblichene zurückgelassen! Hilda, Hilda, ich bin zwar ein alter Mann, aber in diesem Moment weiß ich es, daß mein Herz trotzdem noch empfinden kann, wie in der Jugend. Und wie mir in Ihnen die Jugendgeliebte auferstanden, so empfinde ich auch bei Ihrem Anblick noch einmal die ganze glühende Liebe, die mich zu meiner Vera beseelt. Vera — Hilda — in Ihnen verschmelzen sich diese beiden Gestalten und so —"



Die Aufwärterin. (Mit Text auf Seite 40.)

„Herr Graf — Erlaucht — aber — aber ist das nicht Spott? Ihre heimgegangene Gemahlin war eine Prinzeß Lubostrow und ich — ich bin die Tochter Ihres Beamten!"

„Und doch fließt auch Lubostrow'sches Blut in Ihren Adern, sind Sie eine Lubostrow vom Scheitel bis zur Sohle und Graf Kurt von Bergenhorst wird stolz darauf sein, wenn — Hilda, Hilda," unterbrach er sich leidenschaftlich und mit fast jugendlicher Innigkeit seinen Arm um ihre Taille schlingend, flüsterte er: „Werden Sie die Meine — lassen Sie mich noch einmal empfinden, was es heißt, ein holdselig' Weib an seiner Seite zu haben."

Sie hatte ihren Kopf an seine Brust gelegt — aber über die frischen Mädchenlippen kam kein Wort und doch wußte der Graf, sein Wunsch war erfüllt.

O, wenn er in diesem Augenblick in die Augen des Mädchens gesehen, das er zu sich erheben wollte! Wie würde ihn dieser Ausdruck des Triumphes erschreckt haben, der allein jetzt Hilda's Blick belebte. Aber die

kleine Intriguantin verbarg so lange ihr Köpfchen an seiner Brust, bis sie sicher war, daß die gewohnte Maske auch fest genug über ihrem Gesicht lag und auch nicht eine Miene mehr verrieth, mit welchem Gefühl sie sich innerlich sagte: „Ich bin am Ziel! wie bitter wird Leo von Guntrun bereuen, mir sein Wort zurückgegeben zu haben.“ — — — —

Auf die dringenden Bitten Hilda's, die der Graf noch am Abend seiner prunklosen Verlobung Stettmüller und den Bruder als seine künftige Gemahlin vorstellte, wurden die neuen Beziehungen zwischen dem Schloß und dem Administratorhause vorläufig vor aller Welt geheim gehalten. Erst die vollendete Thatsache sollte die Nachbarn, die Verwandten und Freunde der beiden Familien überraschen. So wünschte das junge Mädchen — und da der Graf auch manchen Grund hatte, den gleichen Wunsch zu hegen, so bestimmte man, eine Reise nach dem Süden unternehmen zu wollen und dort die Vermählung zu feiern. Nur in aller Stille. Dann wollte man sofort die nöthigen Anzeigen machen und nach längerem Aufenthalt in Italien nach der Heimath zurückkehren. Das Alles aber sollte sehr bald von Statten gehen. Der Graf meinte, er müsse das Glück so schnell als möglich beim Schopfe fassen. Er wäre zu alt zum Warten. Nur die allernothwendigste Frist wollte er seiner holden Braut lassen, ehe er sie als sein heißgeliebtes Weib an die Stelle setzte, die Prinzeß Vera Lubostrow eingenommen.

Schon in vierzehn Tagen reiste denn auch der Generaladministrator, welcher sich seltsamerweise garnicht recht des Gedankens erfreuen konnte, seine Hilda als die Verlobte Graf Bergenhorst's zu wissen — mit der Tochter nach dem Süden ab. Der Graf folgte vier Tage später — man schrieb den dritten August. Mit feuchtem Auge sah ihn der Bruder in den Wagen steigen — und nur mit einem wehmüthigen Kopfnicken antwortete er auf den freudigen Zuruf des Scheidenden: „Mitte September bin ich wieder da — und mit mir das Glück!“

* *
*

Der Sommer wollte in diesem Jahre gar kein Ende nehmen: Noch bis hoch in den September hinein wehten seine tropischen Lüfte, die Kastanienbäume blühten zum zweiten Mal und Astern und Georginen standen in vollster Pracht.

Es war an einem Sonntagmorgen. Die Thür der sogenannten Sommerstube auf Guntrunshof in Niederschlesien zeigte sich weit geöffnet. Sie ließ den Blick auf den sauber gehaltenen Blumengarten frei, der sich von der Front des einfachen, einstöckigen, schon erheblich baufälligen Gutshauses ausdehnte.

In dem niederen, mittelgroßen Gemach war der Frühstückstisch zierlich servirt. Die Blumen in den einfachen, bunt gemalten Porzellanvasen gaben der Tafel sogar einen gewissen festlichen Anstrich; und ein Fest sollte hier ja auch heute gefeiert werden: Es waren fünfundzwanzig Jahre her, seit Herr von Guntrun seine treue Anna heimgeführt. Aber die Verhältnisse gestatteten schon lange keine luxuriösen Gastereien und so feierte man auch diese silberne Hochzeit nur im engsten Familienkreise — der Sohn befand sich so wie so zu den Herbstferien zu Hause. Freilich, einen Gast hatte man früh am Morgen doch mit der einfachen Britschke von der nächsten Station abgeholt, Lucie Hillmann, die künftige Schwiegertochter des Jubelpaars. Und um so herzlicher wurde das schlanke, braunäugige Mädchen von dem Guntrun'schen Ehepaar empfangen, als sie seit langer Zeit zum ersten Mal wieder die Schwelle dieses Hauses übertrat. Man wußte wohl, weshalb die liebliche Tochter der unbemittelten Doktorswittwe aus Breslau so lange nicht in Guntrunshof gewesen und hatte seiner Zeit mit ihr gefühlt, als Leo ein Verlöbniß löste, über dessen Bestehen die kleine Familie sich so herzlich gefreut. Freilich, die Eltern riethen selbst dem Sohne dazu, daß er seinen Pathen und Wohlthäter in Bergenhorst nicht eher etwas von dem Verhältniß zu Lucie sagen sollte, als bis er die Akademie absolvirt. Aber es war ihnen dabei nicht in den Sinn gekommen, daß Leo dem klugen, geistvollen Mädchen nicht Treue halten würde.

So hatten sie es denn auch nicht an ernsten Vorwürfen fehlen lassen, als Leo ihnen eines Tages tief erröthend offenbarte, wie er Lucie sein Wort gebrochen — einer Anderen wegen, die zu den Gutsangehörigen des Onkels gehörte. Aber sie liebten ihren Sohn und versöhnten sich endlich auch mit diesem Schritt, den sie freilich nicht aufhören konnten „charakterlos und eines Edelmanns unwürdig“ zu nennen.

Das Mutterauge übrigens sah bald, wie auch der Sohn nicht glücklich war, trotzdem ihn die Leidenschaft immer wieder nach Berlin zog. Frau von Guntrun wußte, daß Lucie's Bild noch nicht im Herzen des Sohnes verblaßt und wie der junge Mann andauernd mit sich kämpfte — schwankte zwischen Hilda und seiner ersten Braut. Da kam die Katastrophe und mit ihr das Ende dieses wunderlichen Dilemmas. Es war, als wenn ein Bann von Leo's Seele gewichen, als er Hilda in ihrer wahren Gestalt gesehen, in Gestalt jener kleinen Teufelin wieder, die sie als Kind gewesen, wo sie den Schmetterlingen die Flügel ausgerissen und die jungen Vögelchen aus den Nestern geraubt.

Wie eine Furie, mit verzerrtem Gesicht und schäumendem Munde stand sie der Magd gegenüber, die sie einer kleinen Unvorsichtigkeit halber züchtigte; und Worte kamen dabei über die Lippen der schönen Pensionärin, daß Fräulein von Gorwening ohnmächtig geworden wäre, wenn sie sie gehört hätte.

Leo hatte bei seinem nächsten Ferienbesuch der Mutter sofort Alles anvertraut, was er diesmal in Berlin erlebt. Und mit einem tiefen erleichternden Athemzug schloß die Matrone den Sohn an ihre Brust.

„Gott sei Dank,“ sagte sie, „nun wird noch Alles gut, und wir werden Dich doch noch an der Seite Lucie Hillmann's sehen! Laß mich nur machen,“ setzte die alte Dame lebhaft hinzu und strich dem Lieblinge zärtlich über die heiße Stirn: „Morgen reise ich mit Deiner Schwester nach Breslau. Wir gehen direkt nach der Vorwerkstraße zu der Doktorin und — na, mein Junge, ich verlasse die Damen nicht eher, als bis sie Dir verziehen.“

Leo hatte wenig Hoffnung, daß es der Mutter in der That gelingen würde, Lucie wieder für ihn zu stimmen. Aber er kannte das goldene Herz des Mädchens schlecht. Denn schon am Abend des nächsten Tages traf eine Depesche auf Guntrunshof ein, die ihn sofort nach Breslau rief. Freilich, von der Doktorin mußte er eine sehr ernsthafte Strafpredigt anhören und Lucie zeigte sich anfänglich auch ernst und kühl, aber — als man die Rückreise nach der Heimath antrat, war der Friede wieder hergestellt und die wiedergewonnene Braut hatte das Versprechen gegeben, zu der silbernen Hochzeit der künftigen Schwiegereltern nach Guntrunshof zu kommen.

Gleich nach seiner Heimkehr war es, als Leo jenen Brief an den Grafen von Bergenhorst schrieb, der seinen Besuch in Aussicht stellte und den Wunsch verrieth, den Wohlthäter in Betreff einer Herzensangelegenheit zu Rathe zu ziehen.

Leo war voller Hoffnungen. — Der Graf hatte ja versprochen, ihm das Vorwerk zu übergeben, sobald er die Akademie absolvirt. Da aber dieses Vorwerk größer war, als manches Rittergut, und dazu den besten Weizenboden aufwies, so konnte Leo getrost, trotzdem er und seine Braut gänzlich vermögenslos waren, daran denken, sich schon im nächsten Jahre zu vermählen. Zweifelte er doch keinen Augenblick daran, daß der Onkel ihm seine Einwilligung zu dieser Heirath geben würde. — Er hatte den alten Herrn ja so oft sagen hören: „Ich hätte die Tochter eines Arbeiters geheirathet, wenn sie gebildet gewesen wäre und ich sie geliebt hätte.“ Lucie Hillmann aber war nicht blos gebildet, sie war ein geistreiches, reich talentirtes Mädchen.

Wie grenzenlos mußte da das Erstaunen — nein das Erschrecken des jungen Mannes sein, als ihn die Antwort auf diesen Brief traf. Schon der Umstand, daß diesmal der Baron schrieb, befremdete ihn. Mit starrem Entsetzen aber flogen dann seine Blicke über die Zeilen dieses langen, ewig langen Briefes. Baron Richard hatte viele Worte gemacht, um das Herbe in seiner Benachrichtigung zu mildern, aber er mußte schließlich doch der Wahrheit die Ehre geben, mußte dem jungen Manne, der auch sein Liebling war, gestehen, daß der Besuch desselben in diesem Jahre nicht erwünscht, und der Graf nur dann eine Verlobung seines Neffen gutheißen würde, wenn — die Auserwählte reich an irdischen Gütern wäre. — — —

Es war ein Blitz aus heiterem Himmel, der Leo von Guntrun getroffen, und um so erschreckter und bekümmerter fühlte er sich, als er die seltsame Kunde garnicht verstand. Warum sollte er, der Erbe von Bergenhorst, dem dereinst mehr denn eine Million zufiel, denn gerade bei seiner Heirath nun nach Geld sehen? Er schüttelte den Kopf. Wenn er den Charakter Richard Wilchingen's nicht so genau gekannt hätte, so würde er fraglos geglaubt haben, der Kranke spotte seiner. So aber konnte davon ja gar keine Rede sein.

Auf den Rath der Eltern schrieb Leo nach einigen Wochen noch einmal an den Onkel, aber bis jetzt war die Antwort ausgeblieben.

So kam das Ende des September heran, mit ihm die silberne Hochzeitsfeier auf Guntrunshof. Und jetzt finden wir die kleine Festgesellschaft im Gartenstübchen beim Frühstück.

Zu oberst der Tafel sitzt das Brautpaar: Herr von Guntrun sen. und seine Gattin. — Beide schöne kräftige Gestalten — Beide wohlkonservirt, aber schlicht, bürgerlich in Aussehen und Gebährde. Zur Rechten des alten Herrn sehen wir Lucie Hillmann, eine hohe, schlanke Mädchengestalt mit regelmäßigen, bleichen aristokratischen, fast strengen Gesichtszügen, aber Augen, in denen die Seele eines Engels liegt. Zur Linken der Hausfrau hat das Töchterchen des Festpaares Platz genommen — Emma, die frischeste Mädchenknospe, welche sich denken läßt.

Ihr schräg gegenüber neben Lucie sitzt Leo, ein junger Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle. Er hat die hohe kräftige Gestalt seiner Eltern geerbt, sonst aber gleicht er viel mehr Onkel Bergenhorst. Seine Manieren sind tadellos, seine Redeweise elegant. Aber trotz seines vornehmen Exterieurs, diesem echt kavaliermäßigen Auftreten, liegt doch in dem Wesen des jungen Mannes etwas, was deutlich genug verräth: Ueber all' diesen Aeußerlichkeiten war sein Inneres nicht verloren gegangen.

Man hatte soeben das erste Glas auf das Wohl des silbernen Brautpaares geleert und

der Hausherr einen Scherz darüber gemacht, daß sich heute Vater und Sohn in Bräutigamsehren gegenübersäßen, als das Stubenmädchen (einen Diener gab es nicht auf Guntrunshof) die eben angekommenen Briefschaften in das Gemach brachte. Die lederne Posttasche war heute um ein Erhebliches runder, als gewöhnlich und verrieth schon äußerlich einen reichhaltigen Inhalt. So zögerte der Hausherr denn auch nicht, sie sich sofort reichen zu lassen.

„Es wird mancher Gruß von lieben Freunden zu unserem Ehrentage darin sein, Alte," sagte er und nickte der Gattin freundlich zu, die noch gar frisch und jugendlich dreinschaute, trotz des schneeweißen Haares, das in einem vollen Scheitel das rosige Gesicht umrahmte.

Ueber all' den Gratulationen befreundeter Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft und entfernter wohnenden Verwandten, welche Herr von Guntrun an das Tageslicht förderte, befand sich aber auch ein Brief, der besonders weit hergekommen war — aus den Alpen und die Handschrift Graf Bergenhorst's trug.

Erstaunt blickte der alte Herr bald auf den Poststempel, bald wieder auf die mit energischen Zügen geschriebene Adresse. Dann erbrach er kopfschüttelnd das Siegel mit dem stolzen Wappen der Bergenhorst darauf. Aber nur wenige Blicke auf das zierliche goldumrandete Blatt, das er alsbald in der Hand hielt, genügten, um ihn erbleichen zu lassen. Mit einem leisen Ruf des Erschreckens sank Herr von Guntrun in seinen Sessel zurück.

„Aber ist denn das möglich?!" stammelte er dann. „Jetzt noch möglich, nachdem —" Er unterbrach sich und nach einem kurzen mitleidigen Blick auf den Sohn, welcher ahnungslos mit Lucie plauderte, reichte er seiner Eheliebsten das Blatt hin. Auch sie war entsetzt, erschrocken, aber sie fand sich doch schneller wieder, als der Gatte. Die Plauderei der Verlobten unterbrechend, rief sie ihren Sohn bei Namen: „Wir haben da eben eine Nachricht bekommen, mein Junge!" sagte sie mit gewaltsam erzwungener Festigkeit, „die uns die ganze Freude an dem heutigen Tage raubt. — Du bist ebensowenig auf sie vorbereitet, als wir, Leo, und doch bin ich im Moment viel zu aufgeregt, um Dich langsam nach dem traurigen Ziel zu führen!"

„Es ist auch nicht nöthig, Mama, sage nur unumwunden, was uns betroffen!"

„Nun denn —" die alte Dame athmete tief auf, „so höre das Unglaubliche: Graf Bergenhorst hat sich wieder verheirathet! Was aber noch unfaßbarer — seine Gemahlin ist — ist —!"

„Ist?" fragte Leo, dessen schönes Gesicht alle Farbe verloren hatte.

„Hilda Stettmüller!"

Wie elektrisirt sprang der junge Mann in die Höhe.

„Hilda Stettmüller? O, sie hat mir mit ihrer Rache gedroht, als ich meine Wege von denen dieser heuchlerischen schönen Furie schied! —"

Es war still geworden in dem kleinen Kreise. Der Schlag hatte sie Alle gleich tief getroffen. Lucie Hillmann aber faßte sich zuerst. Zärtlich strich ihre schmale weiße Hand über die bleiche Wange des Verlobten:

„Gieb nicht sogleich Alles verloren, Leo," flüsterte sie, „ich kann mir nicht denken, daß der Graf sich so von seiner Gemahlin beeinflussen lassen sollte, daß er Dir auch das Versprechen in Betreff des Vorwerks bräche. Und hast Du das, Leo, so können wir ja auch zufrieden sein. Glaube mir, ein so großer Reichthum macht nicht immer glücklich!"

„Gewiß nicht," erwiderte Leo gepreßt, „aber das ist es ja, ich habe alle Veranlassung, *zu denken, daß Graf Bergenhorst mir auch das Vorwerk entziehen wird. Was aber dann, Lucie?"*

(Fortsetzung folgt.)

Die Papierfabrikation.

Technische Skizze von **Hermann Tolkmitt.**

(Hierzu Illustration S. 36.)

(Nachdruck verboten.)

Wenn man das Jahrhundert, in welchem wir leben, das „papierne" nennen wollte, so wäre dies sicher eine zutreffende Bezeichnung. Die Fabrikation des Papiers steht auf einer bedeutenden Höhe und viele Zweige der Industrie, welche von vornherein Niemand im Verdachte haben würde, daß sie sich des Papiers in ganz ausgedehntem Maße bedienen, wären rathlos, wenn es ihnen plötzlich entzogen würde. Billardkugeln, künstliche Gliedmaßen, die heut so beliebten Lackirwaaren, Statuen, Büsten, die später einen vollständig metallischen (galvanischen) Ueberzug erhalten, Waschgeschirre und tausend und abertausend andere Artikel, dann der Bedarf an Schreib- und Druckpapier würden zu so billigen Preisen, wie sie heute existiren, unmöglich sein.

Jeder, der Gelegenheit gehabt hat, die tausende von Aktenfascikeln, die bei den Behörden im täglichen Gebrauche sind und die täglich neu entstehen, zu sehen, wird sich ein annähernd zutreffendes Urtheil über die Bedeutung des Artikels „Papier" bilden können.

Die Anfänge desselben sind uns aus der Bibel her bekannt. Die Alten schrieben auf Pergament, Seide und Papyrus, nachdem die Stadien der steinernen oder metallenen Platten, die mit Wachs überzogen wurden, längst überwunden waren. Was würden die alten Verfertiger vom Papyrus aber wohl sagen, wenn sie in eine Papiermühle unserer heutigen Zeit einträten!

Die Grundlage unseres Papiers bilden Lumpen, Holzstoff, Stroh rc., und der Herstellungsgang ist, nachdem die Büttenpapierfabrikation fast allgemein in dem Maschinenpapier aufgegangen, eine in den verschiedenen Fabriken nicht wesentlich von einander abweichende.

Der Fabrikationsgang zerfällt in die Manipulation 1. der Lumpensortirung, 2. der Lumpenzerkleinerung, 3. der Reinigung derselben, 4. des Grobmahlens im Holländer, 5. des Feinmahlens in einem zweiten Holländer, 6. des Bleichens. Bis hierher ist die Bearbeitung der Lumpen für jede Art der Papierfabrikation dieselbe, aber von hier scheiden sich die Bütten- oder Handfabrikation von der Maschinenfabrikation derart, daß die verschiedenen folgenden Manipulationen des Papiermachers durch die Maschine nachgeahmt werden. Diese sind das Schöpfen und Gautschen der flüssigen Masse, das Pressen und Trocknen der fertigen Bogen und endlich das Satiniren, Sortiren und Verpacken derselben. Alle diese Arbeiten besorgt die Maschine dagegen selbstthätig, freilich in etwas abweichender Form von der Handarbeit.

Das Sortiren der Lumpen ist eine Arbeit, welche mehr Sorgfalt erheischt, als man meinen sollte, weil sich danach die verschiedenen Papiersorten normiren; es giebt Fabriken, in denen 30 und mehr Sorten Lumpen herausgesucht werden, während andere sich mit weniger begnügen. Diese Arbeit geschieht in großen Sälen und wird von Mädchenhänden verrichtet.

Meist ist mit dem Sortiren auch das Schneiden verbunden, oder aber dieses schließt sich dem ersteren an. Zu dem Zwecke sind auf den Arbeitstafeln aufrechtstehende, sensenartige Messer fest angebracht, an denen durch Herunterziehen der straff dagegen gehaltenen Lumpen die letzteren in 3—5 cm große Stücke zertrennt werden, wobei Knoten und Nähte sorgfältig ausgeschieden werden müssen.

Die Reinigung der Lumpen geschieht auf trockenem und auf nassem Wege. Die Trockenreinigung geschieht zuerst und zwar im Lumpenwolfe. Dieser besteht aus einer großen, achtseitigen Trommel aus Drahtgitter und dreht sich um eine durchgehende Achse, welche mit einer Anzahl radial angebrachter Stöcke versehen ist, unabhängig von dieser und in größerer Geschwindigkeit als dieselbe. Die hineingethanen Lumpen werden auf das Heftigste gerüttelt und geklopft. Damit der Staub gehörig abgeführt werde, ist der Wolf mit einer Holzumkleidung versehen, die den feineren Staub nach oben, den groben nach unten abführt.

Die der nassen Reinigung bedürfenden Lumpen kommen in große, eiserne, kugelförmige Gefäße und werden darin mittelst Lauge und einwirkender Wasserdämpfe ausgelaugt. Die Auslaugeapparate drehen sich währenddem langsam und bewirken, daß der Reinigungsprozeß auch an allen Theilen des Inhalts gleichmäßig vollzogen wird.

Die Arbeit des Bleichens wird im Holländer vorgenommen. Der Holländer besteht aus einer ovalen 3 m langen und $\frac{1}{2}$ m hohen Kufe, welche durch eine Scheidewand der Länge nach in 2 Theile, jedoch so getheilt ist, daß die Scheidewand nicht die Kufenwände berührt und daher der Flüssigkeit gestattet, daran ungehindert herumzufließen. Quer über die Kufe weg ist auf einer durch Maschinenkraft bewegten Welle auf der einen Seite der Scheidewand eine Walze aus Eichenholz befindlich, welche rings herum mit Messern besetzt ist, von derselben Länge wie die Walze. Unter dieser Walze, auf dem Boden, befindet sich ein eichener Block, welcher ebenfalls mit Messern ausgerüstet ist. Wenn nun die Kufe mit Wasser und Lumpen gefüllt und die Walze gedreht wird, so kommen die Lumpen zwischen die Messer und werden durch diese zerkleinert. Durch Vermischen mit Chlor kann gleichzeitig die Bleiche des Zeuges bewirkt werden, dann tritt so lange Wasser in die Gefäße ein, welches durch Sieblöcher wieder abfließt, bis die Wäsche vollendet ist. In manchen Fabriken besteht indessen zu dieser Arbeit ein besonderer Wasch- und Bleichapparat. Ein zweiter Holländer vollendet hierauf die Arbeit des Mahlens, indem er das halbfertige Zeug so fein macht, wie es erforderlich ist.

Verfolgen wir zunächst die Arbeit der Büttenpapierfabrikation. Nachdem das Zeug den gehörigen Grad der Feinheit erlangt hat, ist sein Aussehen ein suppenähnliches. Der Schöpfer entnimmt mit einem, die Größe des zu machenden Papierbogens entsprechenden Rahmen aus der Bütte, welche übrigens mit einem Rührwerk versehen ist, damit der Inhalt sich nicht absetze, soviel, wie zu einem Bogen Papier erforderlich, schüttelt den statt des Bodens mit einem feinen Siebgeflecht ausgestatteten Rahmen in eigenthümlicher Weise, damit sich die Flüssigkeit gleichmäßig vertheile und reicht den Boden des Rahmens dem Gautscher hin. Dessen Aufgabe ist es, die inzwischen ein wenig verdickte Papierschicht mit einem Filz zu bedecken, das Ganze umzudrehen, den Drahtboden abzuheben und die belegten Filze in Stößen aufeinander zu stapeln. Schöpfer und Gautscher arbeiten sich

so in die Hand. Wenn der Haufen hoch genug ist, kommt er unter die Presse, wodurch die Papiermasse den größten Theil ihres Wassergehaltes verliert. Der letzte Rest wird dem Papier im Trockensaal entzogen, wo die Bogen in kleinen Griffen von 4—5 Stück auf Roßhaarleinen gehängt und getrocknet werden.

In dem oben beschriebenen Fabrikationsgange haben wir sogenanntes Fließpapier (Löschpapier) bereiten sehen. Solch' Papier ist ganz ohne Leim zubereitet; wenn es sich aber darum handelt, Druck-, Pack- oder Schreibstoff herzustellen, dann wird dem Zeuge in der Bütte Leim zugesetzt oder es werden die zum Trocknen fertigen Bogen durch Leimwasser, welches mit Alaun versetzt wurde, planirt.

Für diese letzteren Gattungen würde nun endlich noch das Satiniren, Sortiren und Packen hinzutreten. Durch das Satiniren wird dem Papiere Glätte und Glanz verliehen, indem man es bogenweise zwischen Preßspahn legt und damit zwischen mehrere stählerne Walzenpaare hindurchgehen läßt. Das Sortiren hat den Zweck, Ausschuß und sogenanntes Retiré von dem guten Papier auszuschließen. Das Retirépapier ist solches mit kleinen, unbedeutenden Fehlern, welches einen etwas geringeren Preis hat, als das gute; das Ausschußpapier besteht aus den Bogen mit groben Fehlern, theilweise zerrissen und dergleichen.

Wie schon angedeutet, verhält es sich mit der Maschinenpapierfabrikation der obigen analog, nur daß die Handarbeiten von der Bütte ab durch Maschinenkraft ausgeführt werden.

In unserer nebenstehenden Figur ist eine Papiermaschine dargestellt, an der sich der Vollendungsgang des Papiers, nachdem wir die Büttenpapierfabrikation kennen gelernt haben, leicht veranschaulichen läßt.

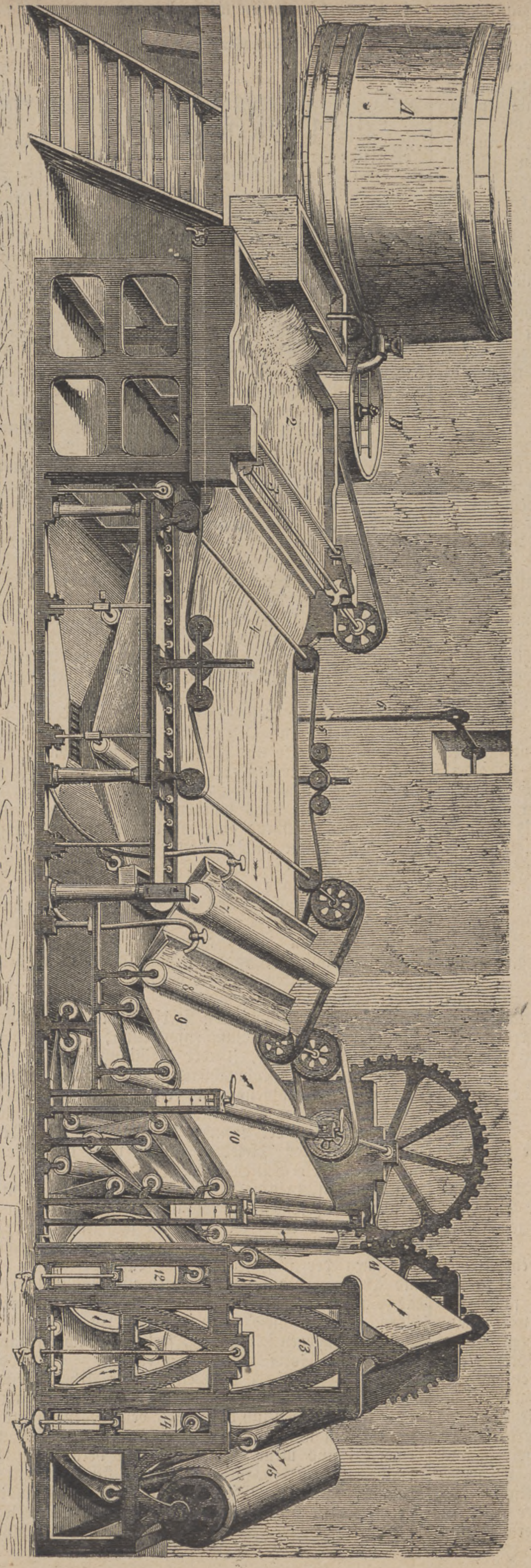
A ist die große Vorrathsbütte, in der die zur Verarbeitung bestimmte Menge des aus dem Holländer kommenden Ganzzeuges aufbewahrt wird.

B ist eine zweite Bütte, welche, mit einem Rührkreuz versehen, den Brei gehörig umrührt, damit sich die schweren Stoffe nicht absetzen und die Masse ungleich wird.

Nr. 1. Aus B wird das Zeug in den Ausgußkasten Nr. 1 durch ein Pumpwerk hineingepumpt und fließt durch einen Querspalt in den trogartigen Raum

Nr. 2, den Sandfang, welcher die Bestimmung hat, Unreinlichkeiten des Zeuges aufzufangen durch

Nr. 3, den Knotenfang. Dieses ist eine Art von Durchschlag, dessen Boden mit ganz feinen Spalten versehen ist und der in stets rüttelnder Bewegung erhalten wird. Alle Knötchen und Unreinlichkeiten werden dadurch zurückgehalten, während das geklärte



Eine Papiermaschine.

Zeug nun auf das endlose feine Messinggewebe

Nr. 4 fließt, welches auf ein paar Walzen laufend wieder in sich zurückkehrt und von dünnen, nebeneinanderliegenden Walzen getragen wird. Damit der Brei nicht herunterlaufe, sind rechts und links von

Nr. 5 Riemen angebracht. Durch das langsame Fortlaufen des Zeuges auf dem Siebboden entwässert es sich zum Theil.

Nr. 6 ist ein Mechanismus, um das Ganze in einer rüttelnden Bewegung zu erhalten, welche der des Schöpfers an der Bütte entspricht und auch den nämlichen Erfolg hat. Der Papierstoff verfilzt sich mehr und mehr und geht nun durch den Exhaustor. Dieser, auf der Zeichnung nicht angegebene, ist ein einfacher Kasten unter dem Drahtgewebe, über welchen das Papier zu laufen hat. Durch eine Luftpumpe wird aus diesem die Luft beständig herausgepumpt, in Folge dessen die obere Luft auf den Papierbrei drückt und die Feuchtigkeit herausdrückt, die unten in eine Art Heber aufgefangen wird und abläuft.

Nr. 7 u. 8. Die Naßpresse. Das Walzenpaar Nr. 7 giebt eine schwache Pressung, Nr. 8, mit Filz überkleidet, eine stärkere. Bis hierher geht das Drahtgewebe, welches nunmehr in seinem Kreislaufe zurückkehrt; das Papier aber hat nun soviel Konsistenz, daß es eine kurze Strecke sich selbst überlassen bleiben kann. Es geht nun über

Nr. 9, 10, 11 ein endloses, auf einer Anzahl Leitwalzen laufendes Filztuch; durch dessen Vermittelung nun successive durch 2 stark angespannte Walzenpaare, die sogenannte Trockenpresse.

Nr. 12, 13, 14. Endlich, nachdem das Papier die Trockenpresse erhalten hat, wird es von aller Feuchtigkeit befreit, indem es über 3 hohle Cylinder zu laufen hat, die von innen durch heiße Wasserdämpfe geheizt und stets gleichmäßig warm erhalten werden. Der Dampf wird durch die Achsen der Cylinder aus einem Dampfkessel hineingeleitet.

Nr. 15. Von den Trockencylindern läuft das Papier auf die Haspel, wo es aufgerollt wird.

Der ganze Verwandlungsprozeß von der Bütte bis zur Haspel dauert kaum 10 Minuten.

Zur Satinage und um das Papier in Bogen zu zerschneiden bestehen weitere mechanische Vorrichtungen.

Unserer obigen Darstellung haben wir die Fabrikation aus Lumpen, als der ältesten und zur Zeit noch verbreitetsten, zu Grunde gelegt. Die Verwendung der Holz- und Strohstoffe geht analog der Lumpenfabrikation vor sich, nur ist die Zubereitung des Holzes selbstverständlich eine andere. Diese geschieht in besonderen (Cellulose-) Fabriken, die den Holzstoff fein präparirt liefern.



Ein Prairiebrand. (Mit Text auf Seite 40.)

Der Preis einer vollständigen Papiermaschine variirt zwischen 40 und 50 000 Mark. Eine solche fertigt in einer Stunde einen Streifen Papier von $1\frac{1}{2}$ Meter Breite bei 3000 Qu.-Meter Flächeninhalt im Gewichte von 125 Pfund, die im zerschnittenen Zustande ca. 6000 Bogen geben würden.

Um Mitternacht.

Historische Novellette von **D. Grosser.**

(Nachdruck verboten.)

Sie war ein bildhübsches, liebes Madli, er ein kräftiger, ansehnlicher Bursche. Sie war die Tochter des Bürgermeisters von Basel, der blühenden Schweizerstadt, er der Thurmwächter ebendaselbst, dem das Wohl und Wehe seiner Vaterstadt nicht weniger am Herzen lag, als jenem; denn seiner Obhut und Aufsicht war die alte Stadt- und Thurmuhr anvertraut und es geht das Gerücht, daß seine Mitbürger stets wußten, was die Glocke geschlagen.

Sie liebten sich Beide, nämlich die Bürgermeisterstochter und der junge, schmucke Thurmwächter, trotz der großen Kluft, welche hinsichtlich ihres beiderseitigen Standes zwischen ihnen lag und eine Verbindung geradezu unmöglich machte; denn der alte Franz Gilderheim war so stolz, als ob er der Sohn eines Königs und nicht nur ein wohlhabender Bürger in einem freien Lande sei, der selbst all sein Geld durch eigene Arbeit hatte erwerben müssen.

„Nur Muth, mein liebes Rösli, fasse nur Vertrauen, es wird sich doch noch Alles zum Besten wenden,“ tröstete Michael sie. „Ich hoffe, der Himmel wird wohl ein Einsehen haben und eine Gelegenheit, bei der ich mich auch einmal hervorthun kann, bieten, und dann — o, wenn ich dann mir einen Namen machen könnte, den Jedermann mit Stolz tragen würde, so werde ich vor Deinen Vater treten und ihn um Deine Hand bitten.“

Es war zur mitternächtlichen Stunde in einem Winkel der Wälle, welche die Stadt umgaben, in der Nähe des alten Thurmes, auf welchem er, der wohlbestallte Michael Penstock, seinen Posten hatte, als er so zu dem geliebten Mädchen sprach. Dieses hatte sich heimlich unter dem Schutze der dunklen Nacht, als ihre Angehörigen sie im tiefsten Schlafe glaubten, von Hause fortgestohlen zu jenem Stelldichein.

„Ach ja,“ versetzte sie trübe. „Ich fürchte, solche Zeit wird nie kommen; denn mein Vater droht fort und fort, mich an einen jungen Edelmann zu verheirathen. Er sagt, er habe Gelds genug, um eine ganze Grafschaft zu kaufen und deshalb dürfte ich,“ fügte sie traurig lächelnd mit leiser Stimme hinzu, „so sagte er, mit meinem Lärvchen und seinem Vermögen auf einen der besten Söhne des Landes Anspruch machen. Ach! Und er weiß auch, daß Du mich lieb hast, Michael, aber er sagt, daß unsere Liebe kindisch und eine Thorheit sei, die ich mir aus dem Kopfe schlagen müsse. Die Zeit würde das schon bringen, und ich würde später selbst über solche — Schnurren — denke Dir nur, so sagte er — lachen!“

„Ha, bei der heiligen Messe! — Doch gut! Wenn die Franzosen nicht bald kommen, so wird hier in Basel uns Allen das Lachen schon vergehen!“

Die ehrwürdige Stadt Basel befand sich zur Zeit unserer Geschichte in einer gefährlichen und gerade nicht beneidenswerthen Lage; denn der Krieg mit seiner blutigen Faust bedrohte den Platz. Karl von Burgund war nämlich in die Schweiz eingedrungen und verwüstete Alles mit Feuer und Schwert.

Die Schweizer Kantone hatten den Zorn des Gewaltigen erregt, weil sie sich weigerten, sich mit ihm zu dem Kriege gegen Frankreich zu verbünden.

„Wir haben keine Feindschaft mit Frankreich,“ war ihre Antwort auf seine Aufforderung gewesen, „und außerdem ziehen wir, wenn es eben mit Ehren möglich ist, einen ruhigen Frieden einem blutigen und kostspieligen Kriege vor.“

Einem so kühnen und dabei notorisch heißblütigen Herzog, wie Karl es war, konnte eine solche Antwort natürlich nicht passen.

„Oho!“ rief er in allerhöchstem Zorne aus, als ihm die Gesandten diese Antwort der Kantone gebracht hatten. „Ihr wollt also nicht unter meinem Banner gegen Frankreich marschiren, weil ihr den Frieden vorzieht? Nun gut, Friede ist jetzt gerade dasjenige, was ihr nicht haben sollt! Wer nicht für mich ist, der ist wider mich; es ist mir kund geworden, daß die Kantone mit Frankreich einen geheimen Vertrag abgeschlossen haben, und daß sie nun ohne Zweifel sich darauf vorbereiten, mir in dem Augenblicke, wo ich mich gegen die Franken wende, in den Rücken zu fallen. Aber sie sollen sich verrechnet haben, der erste Schlag in diesem Kriege fällt gegen sie!“

Und dann, zornentbrannt, riß er seinen Handschuh von der Faust und warf ihn den bestürzten Gesandten vor die Füße.

„Da,“ schrie er, „tragt ihn hin zu Eurer Sippe und zu denen, welche Euch gesandt haben, nehmt ihn hin und zugleich die kühne Verachtung Karls von Burgund. Fordert die Kantone auf, sich zum Kriege zu rüsten; denn bei dem Schafte meiner Lanze, ich werde mir meinen Handschuh wiederholen mit Feuer und Stahl!“

Vergebens protestirten die Gesandten dagegen, vergebens erklärten sie, daß die Kantone nichts als den Frieden wünschten und daß sie ganz und gar nicht darnach trachteten, in einen Krieg verwickelt zu werden, vergebens wiederholten sie, daß sie nicht das geringste Interesse an dem Kampfe haben könnten und daß, um mit dem Dichter zu reden, es ihnen ganz gleich sei, ob er Cassio, oder Cassio ihn tödte oder ob sie sich Beide zugleich umbrächten.

Es nützte ihnen Alles nichts.

Und als sie mit den Worten endeten: „Die Kantone werden nicht kämpfen, da sie keine Ursache haben,“ lächelte der Herzog. Aber es war ein grimmiges Lächeln, welches so oft seine Lippen umspielte und welches von Feinden wie Freunden gleichviel gefürchtet war.

„O,“ versetzte er fast sanft, jedoch mit einem beißenden Ausdrucke, „o, Ihr sollt Ursache genug zum Kämpfen haben; denn zuvörderst werde ich Euch ein volles Dutzend Eurer Städte in Asche legen und dann sehen, ob Ihr nicht anderen Sinnes werdet!“

Und Karl war gewohnt, sein Wort zu halten.

Die Schweizer mußten gegen ihren Willen in's Feld rücken.

Unterdessen waren die Franzosen auch nicht müßig gewesen, sie hatten eine riesige Heeresmacht zusammengezogen, um den Herzog in seinem tollkühnen Vorwärtsdringen aufzuhalten. Er hatte schon das ganze Land der Schweizer mit Feuer und Schwert heimgesucht, nur die Stadt Basel trotzte seinem Andrange und setzte ihm mit ihren starken Wällen heftigen Widerstand entgegen. Karl schritt zur Belagerung und schloß die Stadt auf allen Seiten ein.

Die Vertheidigungswerke der Stadt ließen nichts zu wünschen übrig; sie waren sehr stark und eine genügende Streitmacht lag hinter ihnen. Proviant war in Massen vorräthig und an Waffen und Munition kein Mangel, so daß die Baseler selbst überzeugt waren, daß ihre Stadt die Belagerung eine Woche würde aushalten können; in dieser Zeit sollte das aus Franzosen und Schweizern bestehende Entsatzheer herankommen und die Belagerten befreien. Die Burgunder mußten dann entweder dem gesammten Feinde eine Schlacht liefern oder ihr Heil in schleunigem Rückzuge suchen.

Der Herzog von Burgund wußte dies sehr wohl, denn durch ausgezeichnete, gutbesoldete Spione und Kundschafter war er über den Vormarsch der feindlichen Armee auf das genaueste unterrichtet, welche sich, wie die von den Schweizer Bergen herunterdonnernden Lavinen, bei jeder Bewegung vorwärts vergrößerte.

Das Vorrücken der französischen Truppen ging indes nur langsam von Statten, da der kommandirende General auf die Verstärkungen wartete, die ihm von den verschiedenen Kantonen geschickt wurden; er wollte mit einer gewaltigen Heeresmacht dem kühnen Herzog eine Entscheidungsschlacht liefern, die diesen hoffentlich zum Rückzuge zwingen mußte.

Unterdessen harrte die bedrängte Stadt Basel vergebens der Befreiung. Vier Tage der Woche waren schon vergangen; noch hielt die Stadt aus, trotz der verzweifelten Anstrengungen und Angriffe der Burgunder. In den nächsten drei Tagen mußte das Entsatzheer der Franzosen kommen. Die Feinde wußten dieses, während die Belagerten keine Kunde erhielten, da der eiserne Belagerungsgürtel der Burgunder die Stadt so fest umgab, daß kaum eine Maus, geschweige ein Botschafter von außen her in die Stadt gelangen konnte.

Der gewaltige Herzog ging umher wie ein gereizter Löwe. Sein Unwille und zugleich seine böse Laune wuchs mit jeder Minute. Er wußte, daß, wenn er in den nächsten Tagen Basel nicht in seine Hände bekomme, er einen schmählichen Rückzug antreten mußte und beschloß deshalb, da ihn sein Schwert dieses Mal im Stiche gelassen hatte, es mit Gold zu versuchen.

Unter den Truppen in der Stadt befand sich ein Häuflein italienischer Miethstruppen, daß heißt solche Söldner, welche ihren Arm demjenigen liehen, der am besten bezahlte, deren Treue dagegen nicht immer über jeden Zweifel erhaben war.

Einer von den Anführern dieser Bande war bei einem mißglückten Ausfalle in die Hände der Burgunder gefallen, und diesen Burschen hatte Karl durch schweres Gold bestochen, ihm die Stadt zu verrathen und zu überliefern. Zu diesem Zwecke wurde er freigelassen und eilte in die Stadt zurück, wo er vorgab, den Händen der Feinde entronnen zu sein.

Hier kaum angekommen, ordnete er im Geheimen an, daß das Thor, an welchem die Seinigen standen, den Feinden geöffnet werden solle, um diesen so die Stadt zu überliefern.

Ein Botschafter wurde abgesandt, um dem Burgunder Herzog die festgesetzte Stunde mitzutheilen, und der Verräther begleitete diesen bis zu den äußersten Wällen, wo das Eingangs unserer Geschichte erwähnte Liebespärchen sein Rendezvous hatte.

Vermittelst eines Seiles ließ sich der Botschafter auf der anderen Seite in die Tiefe.

„Also binnen zehn Minuten muß der Herzog schlagfertig sein! Wenn die Glocke zwölf schlägt, soll er vorrücken!“ rief ihm der

Italiener noch in die Finsterniß nach, dann eilte er in die Stadt zurück.

„Die Stadt wird verrathen!“ riefen die Liebenden wie aus einem Munde; denn das war ihnen nach den Worten des Söldners klar geworden.

Was war da zu thun?

Um zwölf sollten die Burgunder vorrücken, und bis dahin fehlten nur noch wenige Minuten.

Michaels Amt war es, pünktlich die Stunden auf der großen Thurmglocke mit dem Klöppel anzuschlagen.

Die schlafenden Krieger zu wecken, dazu war absolut keine Zeit mehr.

Da kam dem Mädchen ein glücklicher Gedanke, den sie dem jungen Thurmwächter in Eile mittheilte und dann sofort in die Stadt eilte, um Alarm zu schlagen.

Mit Ungeduld erwartete Herzog Karl an der Spitze seiner beutegierigen Soldaten die Mitternachtsstunde. Mit Ungeduld horchte er, ob vom Thurme herab noch nicht die zwölf Schläge ertönten.

Nicht minder ängstlich und mit beklommenem Herzen lauschte der Italiener.

Da, horch! Endlich, da schlägt es!

Aber was war das? Es schlug nicht zwölf, es hatte eins geschlagen. — Verwirrung und Panik ergriff die Italiener.

„Wir sind verrathen!“ schrieen sie in ihrer Angst. Sie öffneten das Thor und flohen in die dunkle Nacht hinaus.

Verwirrung ergriff auch die Burgunder; Karl, ebenfalls Verrath fürchtend, wagte nicht, vorzurücken, und so ging der kostbare Augenblick verloren.

Die inzwischen von Rösli alarmirten Baseler griffen zu den Waffen und eilten auf die Wälle — die Stadt war gerettet.

Wem dies hauptsächlich zu verdanken war, konnte nicht lange verborgen bleiben, und groß war das Lob, welches Rösli und Michael von ihren Mitbürgern zu Theil wurde. Selbst der alte Bürgermeister war so gerührt, daß er trotz seines vielen Geldes bei seinem Barte schwor, ein so würdiges Paar nicht zu trennen. In weiser Berücksichtigung, daß derjenige, welcher seine Stadt vor Untergang gerettet, seinen Mitbürgern Leben, Hab und Gut bewahrt, einer der „besten Söhne des Landes“ sei, gab er dem Paare seinen Segen zum frohen Bunde.

Noch manches Jahr nachher, wenn andere Glocken die zwölfte Stunde schlugen, wurde auf der Thurmglocke Basels „eins“ geschlagen — zum Gedächtniß der Rettung aus Feindes Hand.

Zur Geschichte der Schminke.

Zu allen Zeiten sind Klagen über gewisse Moden und Sitten laut geworden; man griff sie an mit allen Waffen des Ernstes und der Satire, eiferte gegen sie in gereimten und ungereimten Schriften, aus der Richterstube und von der Kanzel herab, mit allgemeinen Kleiderordnungen und besonderen Vorschriften: natürlich ohne allen Erfolg. Die angefochtene Mode vollendete ihren Kreislauf, starb ab, um in gleicher oder etwas veränderter Gestalt vielleicht zu einer späteren Zeit wieder zu erwachen.

Die Mode des Schminkens ist sehr alt. Wir finden schon unter den Juden Beispiele davon, und Jeremias redet von der Kunst des Schminkens wie von einer gewöhnlichen Sache. Die Jesabel bediente sich einer Art Spießglas, Stibium, um sich die Augenbrauen zu schwärzen. Auch die Damen Egyptens, Kleinasiens und des klassischen Europa verwendeten seit uralten Zeiten große Sorgfalt auf die Erhaltung ihrer Gesichtsfarbe und suchten da, wo die Natur sie im Stich ließ, durch die Kunst nachzuhelfen. Unter diesen Hülfsmitteln wird auch hier das gebrannte Spießglas (Kohol) genannt, das wir dann auch später auf dem Toilettentische der Römerinnen wiederfinden. Als einstmals, so wird von der griechischen Phryne erzählt, bei einem Gastmahl das Königsspiel gespielt wurde, worin der Reihe nach der eine Gast den übrigen einen Befehl ertheilt, da befahl Phryne Wasser herbeizubringen, und darin möge jede der anwesenden Frauen ihr Gesicht waschen und alsbald sich wieder abtrocknen. Sie selbst that das zuerst und siehe da! sie wurde nur immer schöner: die übrigen aber, mit Kunst geschminkt, zeigten sich nach dem Waschen voll garstiger Flecken. Der Römer Ovid giebt in seiner „Kunst zu lieben“ den Frauen den Rath, die Farbe, welche die Natur versagt, durch Kunst hervorzubringen; zugleich aber empfiehlt er ihnen dringend, die Büchsen, Fläschchen und den ganzen übrigen dazu gehörigen Apparat den Augen ihrer Anbeter sorgfältig zu entziehen. Um die Gesichtshaut von den schädlichen Einflüssen der mit Speichel aufgetragenen Mineralfarben zu befreien, wurde das Gesicht des Nachts mit allerlei Teigen, auch mit einer ledernen Maske bedeckt, den nächsten Morgen aber mit besonderen Seifen und Waschwassern von dieser schützenden Kruste befreit und von Neuem bemalt. Poppäa Sabina bediente sich zum Waschen und Baden der Eselsmilch, wozu sie sich nicht weniger als 600 Eselinnen gehalten haben soll. Sonst verwandte man zu diesen Toilettenkünsten auch Weide, Bohnenmehl und Safran.

Bei den alten Germanen war gleichfalls die Pflege des Körpers aus Rücksichten der Schönheit keineswegs etwas Unbekanntes. Die Frauen nahmen die Bäder vorzugsweise aus Sorge für die Hautfarbe und scheinen zu diesem Zwecke auch den Schaum des Bieres benutzt zu haben. Die alten Hünengräber haben uns noch mit einer Menge zur Toilette dienender Gegenstände bekannt gemacht; da fand man Kämme von Bein und Bronze, Ohrlöffel, kleine Zängelchen und andere Instrumente, oft ähnlich einem Schlüsselbunde an einem Ringe aufgezogen. Das Alles läßt auf eine sorgfältige und in's Kleinliche gehende Pflege der Schönheit schließen, und da verschiedene Nachbarn der Germanen, die sich keineswegs auf eine höhere Stufe der Kultur befanden, die Kelten, Sarmaten, Dacier, schon die Schminke kannten, so wird sie damals auch den Germanen schwerlich unbekannt gewesen sein.

So eifrig die Frauen sich bestrebten, ihr Gesicht in schönen Farbenton zu bringen, so heftige Gegner fand dieses Bestreben unter den Männern; besonders die alten Kirchenväter sprachen sich dawider in sehr verschiedener Weise aus. Sie verdammten es: weil die Zeit damit unnütz vergeudet werde; da die Schönheit ein vergängliches Gut sei, so müsse man nicht allzuviel Sorgfalt darauf verwenden und besonders: es sei sündhaft, Gottes Werk meistern zu wollen, als ob uns Gott nicht gut genug habe machen können; schließlich — die Schminke sei verdammenswerth wie die Lüge. In derselben ernsten Weise oder auch in satirischen Ergüssen sprachen die folgenden Zeiten sich aus, aber, wie eben aus den stets und stets wiederholten Angriffen hervorgeht, alles Reden und Schreiben gegen diesen „Kultus der Eitelkeit“ blieb ohne den gewünschten Erfolg.

Im frühen Mittelalter, sagt uns Falke in seinem Buche über die deutsche Trachten- und Modenwelt, wurde für die Hautfarbe in Deutschland und Frankreich durchaus Roth und Weiß verlangt. Arme, Hände und Schläfe mußten weiß sein, schwanenweiß, weiß wie Elfenbein, Hermelin, Schnee und Lilien — die Dichter sind nicht arm an diesen Vergleichen. Auf den vollen Wangen aber sollten die frischen Rosen blühen. Die englischen Damen machten in diesem Geschmacke eine Ausnahme; sie liebten schon damals, wie noch heute, mit aristokratischem Tic die blassen Wangen und suchten sie künstlich herbeizuführen, wenn die Natur sie allzu freigebig mit der Farbe der Gesundheit beschenkt hatte. Mittel gab es mancherlei, sowohl weiße Schminken, als Wasser und Essenzen; auch wurden Hunger und Aderlaß zu diesem Zweck angewendet. Umgekehrt bediente man sich in Deutschland, Frankreich und Italien für die Wangen der rothen Schminke, und um sie dauernd zu färben, fanden es die Französinnen für gut, tüchtig zu frühstücken, während die deutschen Damen, der Leidenschaft ihres Landes getreu, dem Weine zusprachen. Besonders waren damals die Florentinerinnen berühmt als Meister in der Gesichtsmalerei.

Daß man durch Mittel dem Teint nachzuhelfen suche, war schon dem Dichter des Nibelungenliedes so bekannt, daß er von den Frauen am Hofe Rüdigers zu Bechelaren rühmend sagen konnte, daß man wenig gefälschte Frauenfarbe dort gefunden. Sie wurden sammt den Salben, womit man die Runzeln ausfüllte, in dieser schönheitsbedürftigen Zeit so zahlreich — es werden 300 angegeben — und ihr Gebrauch dehnte sich in dem Maße aus, daß die Geistlichkeit es wieder einmal für nöthig hielt, dagegen zu Felde zu ziehen. Der Grund, den sie anzuführen pflegte, ist etwas eigenthümlicher Art. Sie sagen: Die Frau, welche eine fremde Farbe auf ihr Gesicht aufträgt, will ein Gesicht haben, wie es der Maler macht, aber nicht, wie es ihr Gott erschaffen hat; sie verleugnet also Gott. — So ruft auch Bruder Berthold, der Prediger, aus: Die Gemalten und die Gefärbten, die schämen sich ihres Antlitzes, das Gott nach sich gebildet hat; so wird auch er sich ihrer schämen und sie werfen in den Grund der Hölle.

In einer alten Straßburger Kleiderordnung aus dem 15. Jahrhundert wird den Frauen verboten, sich zu färben oder zu schminken, oder sich Locken von „todten Haaren“ anzuhängen. Die Mittel dieser und der folgenden Zeit waren keineswegs ganz ungefährlich, gewöhnlich Bleiweiß mit rother Farbe vermischt. Aber vergeblich ward dagegen geeifert, vergeblich versicherten Moralisten, Theologen und Dichter, daß Frauen, die sich schminkten, unfehlbar unter die unehrenhaften gehörten; ja, der biedere Tobias Vogel nahm diesen Satz sogar in seine Schrift: „Der Hautdiener oder die entdeckten Geheimnisse der Schönheit der Damen (1690)“ auf. Es erschien nach und nach eine förmliche Literatur über diesen Gegenstand, auch die Dichter Hoffmannswaldau, Logau und Rachel erhoben ihre Stimmen:

„Wollt ihr euch, ihr Jungfern, schminken,
Nehmet dieses zum Bericht:
Nehmet Oele zu den Farben,
Wasserfarben halten nicht.“

Natürlich Alles vergebens und umsonst. Doch hatten die Bemühungen angesehener Aerzte später wenigstens zur Folge, daß statt der schädlichen und ätzenden Stoffe minder scharfe, namentlich der Pflanzenwelt entnommene, eingeführt wurden. —f—

Buntes Allerlei.

Die Aufwärterin. (Zu unserem Bilde auf Seite 33.) Ist es die Neuheit im Dienst oder die durch längere Uebung erlangte Nachlässigkeit, welche das kleine Malheur verschuldete? Ein Glas liegt zerschellt am Boden. Der gleichmüthige Blick des Mädchens läßt darauf schließen, daß sie der Fall nicht sonderlich beunruhigt; den Ersatz leistet sie wohl von dem, was ihr die Gäste beim Weggehen in die Hand drücken und durch das „Ausgescholtenwerden" hält sie die Sache für gänzlich abgethan. Wer gläsern oder thönern ist, hüte sich, der Kleinen unter die Hände zu kommen.

Alle Mütter irren. „Arthur," sagte eine Mutter zu ihrem kaum sechszehnjährigen Knaben: „Du bist sehr unfolgsam, Du hast gestern wieder Cigarren geraucht." „Du irrst Dich, liebe Mama," entgegnete dieser. „Aber, Arthur, wie kannst Du noch so unverschämt sein und sagen, ich irre mich! ich habe es ja gesehen." „Du irrst Dich dennoch, Mama; alle Mütter irren, wie Du in Schiller's Glocke lesen kannst, wo es heißt: „Kinder jammern, Mütter irren!"

Bei einem Optiker. Fremder: „Ich wünsche eine Brille." Optiker: „Concav oder convex." Fremder: „Das weiß ich nicht." Optiker: „Probiren Sie diese; warten Sie — so, jetzt sehen Sie mich an. Paßt sie Ihnen?" Fremder: „Um Gottes willen, Sie haben ja einen Kopf wie ein Ochs!" Optiker: „Ah so — dann sind Sie ja gar nicht kurzsichtig, sondern sehen ganz richtig."

Praktisch. Ein weiser Gelehrter, der in seinem Zimmer mit eifrigem Studiren beschäftigt war, wurde von einem kleinen Mädchen unterbrochen, welche ihn um ein wenig Feuer bat. „Aber," sagte der Doktor, „Du hast ja nichts, um es hinein zu thun," und da er im Begriffe war, etwas dafür herbeizuholen, kniete das Mädchen am Kamin nieder, und ein wenig kalte Asche in die eine Hand nehmend, legte sie mit der anderen einige glühende Kohlen darauf. Der erstaunte Gelehrte warf seine Bücher weg und rief aus: „Trotz aller meiner Gelehrsamkeit hätte ich nie ein solches Hülfsmittel gefunden."

Velociped-Reiter. Mehrere Knaben wurden nach ihrer Neigung gefragt: was sie einmal werden möchten. Als die Reihe auch an den kleinen Max kam, antwortete er mit freudestrahlenden Augen: „Ein Velociped-Reiter."

Umgekehrt. Ein Pariser Gastwirth hatte eine merkwürdige Erfindung gemacht. Er hielt sich Sänften, mit denen Abends diejenigen, die derselben bedürftig geworden sind, sanft nach Hause abgeführt werden. Bei uns in Deutschland ist das anders, da läßt der Wirth seine Gäste, die des Guten zu viel zu sich genommen haben — zum Hause hinauswerfen.

Richtige Antwort. Aktuar: „Ihr Name, Frau?" Frau: „Ich heiße Lehmann." Aktuar: „Ihr Alter?" Frau: „Nu, wenn ich Lehmann heiße, heißt mein Alter auch Lehmann."

Vom Tanzsaale. „Wo hast'n Deine, Perleberger, ich will mal mit'r tanzen." „Dort lehnt se an der Seile. Wenn Du mit'r getanzt hast, lehn se nur widder dran."

Die Erwartung. Um Mitternacht ging ein Betrunkener nach Hause und blieb auf einem großen freien Platze stehen. Ein Bekannter wollte ihn heimführen. Dieser aber lehnte die Hilfe mit den Worten ab: „Dreht sich doch die ganze Stadt vor mir im Ring herum. Da warte ich, bis mein Gäßchen kommt, und schlüpfe schnell hinein."

Auch ein Ausweg.

Originalzeichnung für unser Blatt.



Wirth: „Aber Menschenkinder, seid Ihr denn nicht recht bei Sinnen?"

Forsteleve: „I bewahre; bei dem heutigen schauerlichen Wetter sollte ich das Revier inspiciren, da habe ich mich nun beim Kartenspiel so verspätet, daß es die höchste Zeit ist, daß ich nach Hause komme. Ich muß nun auf alle Fälle bis auf die Haut durchnäßt sein, damit der Oberförster meine Erlebnisse, die ich ihm aufbinde, glaubt, und somit in seiner Achtung steige; wenn ich aber trocken nach Hause komme und der Alte merkt Lunte, dann ist das heutige Donnerwetter garnichts dagegen."

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Ein Prairiebrand. (Zu unserem Bilde auf Seite 37.) Wie wohl im Allgemeinen bekannt sein dürfte, nennt man jene weiten, hügeligen, grasbedeckten Ebenen im Westen von Nordamerika, denen noch kein Pflug das Zeichen der Kultur aufgedrückt, Prairien. Wenn in der heißen Jahreszeit das Gras derselben verdorrt ist, so kommt es sehr häufig vor, daß dasselbe in Brand geräth, und jetzt eilen die Bewohner derselben, die Bären, Wölfe, Büffel, Hirsche u. s. w., welche sich sonst tödtlich befeinden, friedlich nebeneinander dem Wasser zu. Aller Hader und Hunger ist vergessen; Alle haben das Ziel im Auge, dem sicheren Tode zu entrinnen; ob es ihnen gelingt?

Frühreif. „Beeile Dich doch, damit Du nicht zu spät in die Schule kommst," sagte eine junge Mutter zu ihrem noch nicht sieben Jahre alten Söhnchen. Der Kleine erwiderte: „Mama, ich habe mir's überlegt, ich werde heute lieber nicht in die Schule gehen."

Theilung. Der Vater eines fünfjährigen Mädchens gab diesem einen Pfennig, mit der Bemerkung: sie solle dafür Zuckerplätzchen kaufen, diese aber mit ihrer jüngeren Schwester theilen. Die Kleine lief eilig zum Krämer und begehrte für 1 Pfennig Zuckerplätzchen, „aber — in zwei Dütchen."

Hem! Ein bekannter Schriftsteller rief einem Freunde, den er von Weitem auf der Straße erblickte, „Hem!" nach. Ein junger Offizier, der dies hörte, sah sich um, stand still und wartete, bis der Literat heran kam, dann stemmte er die Arme in die Seiten und rief in drohendem Tone: „Herr, wie können Sie sich unterstehen, Hem zu rufen, wenn ich auf der Straße gehe?" — Unser Autor ahmte schnell seines Gegners Pantomine nach und fragte in gleich barschem Tone: „Aber Herr, wie können Sie sich unterstehen, auf der Straße zu gehen, wenn ich Hem rufe?"

Aus der Schule. Lehrer: „Wie heißt dieser Buchstabe, Fritz?" Schüler: „Von Ansehen kenne ich ihn schon lange, aber seinen Namen habe ich wieder vergessen."

Im Wirthshaus. Wirth: „Nicht wahr, ein delizlöses Bierchen?" Gast: „Ja, schaun's, das Wasser wär schon gut, wenn Ihr halt nur etwas mehr Bier dazu g'than hättet."

Monolog eines Strolches. „Erst mit Steckbriefen verfolgt wegen eines lumpigen Diebstahls — hernachens uf den Schub gebracht wegen kommunistischer Gesinnung, un alleweile och noch in so en kleenen Raubstaate mit fünfundzwanzig Hieben entmenscht; — nee, das is wahr, die Lage Deutschlands is alleweile zu gräßlich."

Hauswirthschaftliches.

Gelatinirtes Benzin als Fleckenreinigungsmittel stellt man in folgender Weise her: 120 g weiße Seife werden zerkleinert und 180 g heißes Wasser in einer Flasche von 1 Liter Inhalt vollständig aufgelöst. Sodann werden 30 g Salmiakgeist zugesetzt und die Flasche mit Wasser bis zu dreiviertel angefüllt, darauf tüchtig umgeschüttelt. Von dieser Seifenlösung wird ein Theelöffel voll in eine ½-Literflasche mit etwas Benzin gemischt und stark geschüttelt. Wenn die Mischung ganz innig erfolgt ist, wird unter stetem Schütteln die Flasche nach und nach ganz mit Benzin angefüllt. Dieses gelatinirte Benzin verflüchtigt sehr schwer und nimmt alle Flecken hinweg, ohne auch den zartesten Farben zu schaden.

Charade.

Die Erste klimmt die steilsten Höhen
In kühner Schwingung oft hinan,
Doch zieht sie auch durch Blumenwiesen
Gar sinnig ihre schmale Bahn.

Die Zweite schwingt sich durch die Lüfte,
Geworfen von erfahr'ner Hand;
Erkältend sinkt sie auf die Fluren,
Doch heiligt sie der Liebe Band.

Hast aus dem Ganzen du gedichtet,
Geredet in der Freunde Reih'n,
Nicht allzu streng wirst du gerichtet:
Der Augenblick nur gab's dir ein.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Scherzaufgabe.

Welchem Stand ist der Jäger am meisten zugethan?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Gleiche Brüder, gleiche Kappen.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Weil sie immer auf den Grund gehen.

Palindrom.

Magst du mich vorwärts oder rückwärts lesen,
Ein Weltumsegler bin ich einst gewesen.
Viel Sturm und Wetter hab' ich mit Glück ertragen,
Doch wilde Menschen haben mich erschlagen.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Schachspiel. — Treue, Reue. — Echo.

Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
John Schwerin's Verlag, A.-G., in Berlin W., Behrenstraße 29.